

Jorge Nicolás Sanchez Rodriguez  
(Hrsg.)

# **Hier ist alles BANANE**

Erich Honeckers  
geheime Tagebücher  
1994–2015

ullstein extra



Ullstein extra ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH  
[www.ullstein-extra.de](http://www.ullstein-extra.de)

ISBN 978-3-86493-040-9

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2016

Alle Rechte vorbehalten

Gesetzt aus der Minion Pro

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

# Personen

**Erich Honecker:**

Generalsekretär des Zentralkomitees der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, Staatsratsvorsitzender und Vorsitzender des Nationalen Verteidigungsrates a. D.

**Margot Honecker:**

Seine Frau und Ministerin für Volksbildung

**Sonja:**

Tochter von Margot und Erich Honecker

**Roberto (genannt Robbie):**

Sohn von Sonja und Enkel von Erich und Margot Honecker

**Hugo Campos:**

Nachbar der Honeckers im Exil in Chile

**Erich Mielke:**

Minister für Staatssicherheit im Ministerium für Staatssicherheit (Stasi) in der Berliner Normannenstraße, Mitglied im Politbüro und im Zentralkomitee

**Egon Krenz:**

Mitglied des Politbüros und Nachfolger Erich Honeckers als Staatsratsvorsitzender

**Günter Schabowski:**

Mitglied des Politbüros. Öffnete aus Versehen die Berliner Mauer: »Das tritt nach meiner Kenntnis ... ist das sofort. Unverzüglich.«

**Günter Mittag:**

Mitglied des Politbüros und Sekretär für Wirtschaftsfragen der Planwirtschaft in der DDR

**Willi Stoph:**

Vorsitzender des Staatsrates und Vorsitzender des Ministerrates der DDR und Hobbybotaniker

**Alexander Schalck-Golodkowski:**

Oberst im Ministerium für Staatssicherheit und Wirtschaftsfunktionär, in erster Linie mit Devisenbeschaffung betraut

**Markus Wolf:**

Leiter der Hauptverwaltung Aufklärung, des Auslandsnachrichtendienstes der DDR im Ministerium für Staatssicherheit

**Dr. Puccio:**

Leibarzt der Honeckers in Chile

## Vorbemerkung

Erich Honecker und ich hätten uns fast nie kennengelernt, denn um ein Haar wäre er bei unserer ersten Begegnung ums Leben gekommen. Ich erinnere mich noch gut, es war der 14. Januar 1994. Ein so warmer Tag, dass es einem vorkam, als hätten sie die Sonne am Morgen etwas höher gehängt. Ich hatte meinem Schwager versprochen, ihn zum Flughafen zu fahren, was ich schon bereute, als ich die Tür meines Autos öffnete und von der Hitze überrollt wurde.

Vor dem Flughafen saßen die Taxifahrer wie tot in ihren Wagen. Ich setzte meinen Schwager ab, sah ihn noch im Rückspiegel winken, und als ich wieder auf die Straße schaute, lief mir ein greiser Mann vors Auto. Lächelnd und mit erhobener Faust.

Ich bremste scharf. Kurz vor den Knien des Mannes kam ich zum Stehen, aber er beachtete mich gar nicht. Dann trat hinter ihm eine Frau auf die Straße, einen Rollkoffer hinter sich herziehend, ebenfalls winkend. Der Mann lief um mein Auto herum und stieg hinten ein. Die Frau öffnete die Tür auf der anderen Seite, stellte ihren Koffer auf die Rückbank, setzte sich daneben und sagte, sie wären jetzt so weit.

Ich – wahrscheinlich unter Schock – fuhr los, ohne nachzufragen, und sah in diesem Augenblick eine kleine Gruppe neben dem Flughafeneingang stehen, die mit bunten Spruchbändern, auf denen »Erich will kommen« stand, und schwarzrotgoldenen Fähnchen den ehemaligen Staatschef der Deut-

schen Demokratischen Republik begrüßen wollte. Von Erich Honeckers Ankunft in Santiago hatte ich in der Las Últimas Noticias gelesen, und als ich mich umdrehte, begriff ich sofort. Er und seine Frau saßen aufgrund eines unglücklichen Zufalls hinten in meinem Auto.

Was sollte ich tun?

Ich fuhr erst mal weiter.

Ich hatte selber nach dem Pinochet-Putsch Mitte der 70er Jahre aus Chile fliehen müssen und war für einige Jahre in der DDR untergekommen. Daher verstand ich die Sprache, hatte sie aber lange nicht gesprochen. Ich sah über meine Schulter und sagte in brüchigem Deutsch: »Guter Herr, ich glaube, es handeln sich hier um eine Missstände.«

Honecker lächelte milde, sah aus dem Fenster und sagte, das sei wohl nicht zu übersehen, aber in der Deutschen Demokratischen Republik hätten sie gewiss auch ihre Sorgen gehabt. Insofern sehe er da kein Problem.

Ich antwortete: »Nein, nein. Ich meine, ich bin keine Farrer.«

Honecker legte seine Hand auf meine Schulter und sagte: »Da machen Sie sich mal keine Sorgen, guter Mann. Der Bäcker ist ja auch kein Elektriker und der Dachdecker kein Schlosser, aber das ist auch gar nicht notwendig. Jeder muss seiner Aufgabe so gut es geht nachkommen.«

Ich nahm einen neuen Anlauf und sagte: »Es stimmt, aber könne Sie sage, wo es hingehet?«

Honecker lehnte sich zurück. Ich beobachtete ihn im Rückspiegel. Er verschränkte die Arme, schaute etwas resigniert zu Margot und gab zurück: »Nun, das kann zurzeit wohl niemand sagen.«

Ich probierte es ein allerletztes Mal: »Nein, nein. Die Frage ist: Was ist Ziel?«

Augenblicklich hellte sich Honeckers Miene auf. »Unser Ziel«, sagte er mit optimistisch-kämpferischer Stimme, »ist der Sozialismus!« Aber da müsse man jetzt eben geduldig sein nach

den Ereignissen der vergangenen Jahre. Das werde seine Zeit brauchen.

»Da vorne links«, sagte Margot.

Wir bogen ab in das Stadtviertel La Reina im Osten von Santiago.

»Sie sind ein kluger Mann«, sagte Honecker. Er lobte meine Deutschkenntnisse und mein Interesse an Politik und gesellschaftlichen Fragen. Das sei für einen Chauffeur geradezu außergewöhnlich. So etwas habe er in vierzig Jahren nicht erlebt.

»Hier können Sie uns rauslassen«, sagte Margot.

Ich hielt auf dem Gehweg vor einer Einfahrt, schleppte die Koffer zur Tür und wollte mich verabschieden, da fragte Margot, ob ich noch einen Moment Zeit hätte.

Im Wohnzimmer nahm Honecker seinen Hut ab, räusperte sich und sagte in ungewöhnlich feierlichem Ton: »Mein lieber Genosse. Meine Frau und ich sind zu der Auffassung gelangt, dass wir Sie und Ihre Dienste hinsichtlich der Gewährleistung unserer Mobilität im Sinne der sozialistischen Idee, aber im Speziellen natürlich auch zum Zwecke der Erreichung des Planziels unserer Versorgung ...« – an dieser Stelle geriet er ins Stocken und schien nach den passenden Worten zu suchen – »... wir, nun ja, würden Sie also gerne, gewissermaßen, fragen wollen ...«

»... ob Sie unser Fahrer werden möchten«, sagte Margot.

Erich Honecker nickte. Für einen Moment standen wir sprachlos da. Dann gestikulierte ich hilflos, sagte, das sei natürlich eine große Ehre. Ich war ja tatsächlich arbeitslos, aber das Angebot kam doch überraschend. Ich sagte: »Ich glaube, ich müsse erst mal denken.«

»Nicht Sie, WIR müssen danken«, sagte Margot, griff sich meine Hand und umschloss sie mit ihrer anderen. Erich Honecker sah mich an wie ein stolzer Vater. Margot schlug vor, darauf nun erst einmal anzustoßen. Wir öffneten eine Flasche Sekt.

So merkwürdig es klingt: Seit jenem Tag war ich der Privatchauffeur der Honeckers und bin es mehr als zwanzig Jahre geblieben.

In dieser Zeit kam ich den beiden so nah wie kein anderer. Ich erlebte ihre nicht immer ganz friedlichen Diskussionen über ihr politisches Erbe, Streitigkeiten über Suppeneinlagen am Mittagstisch und wurde Zeuge, wie die beiden gemeinsam mit ihrem Leibarzt den vorgetäuschten Tod Honeckers planten. Die ständige Belagerung durch die Journalisten, die Angst vor der Auslieferung an den Klassenfeind und nicht zuletzt der Wunsch zu erfahren, wer zu seiner Beerdigung kommen würde – das alles ließ ihm keine andere Wahl.

Damit er glaubhaft einen Sterbenskranken abgab, verordnete Margot ihm zweimal täglich Abführmittel. Vor dem Badezimmerspiegel trainierte Honecker stundenlang die starre Mimik eines Todgeweihten (erfreulicher Nebeneffekt: Er wurde beim Pokern immer besser).

Am 28. Mai 1994 waren schließlich alle Vorbereitungen getroffen. Erich Honecker konnte sterben.

Eingeweiht in den Plan waren nur seine Familie, sein Leibarzt Dr. Puccio, sein Nachbar Hugo Campos und ich.

Das hier vorliegende Tagebuch beginnt an seinem offiziellen Todestag, dem 29. Mai 1994. Der Großteil von Honeckers Aufzeichnungen stammt aus den 16 in Leder gefassten Heften, die er in der kleinen Holzkommode unter dem Gartenfenster seines Arbeitszimmers aufbewahrte.

Er bekritzelte aber auch Notizblöcke, Schulhefte, Rechnungen und – seine Augen wurden immer schlechter – manchmal auch seinen Schreibtisch. In den späteren Jahren tippte er seine Tagebucheinträge oft am Computer. Die Dateien speicherte er ohne erkennbare Ordnung, was die Rekonstruktion zu einer schwierigen Aufgabe gemacht hat.

Dieses Buch zeigt nur eine kleine Auswahl der Aufzeichnungen aus Erich Honeckers Nachlass. Sie erhebt keinen Anspruch



auf Vollständigkeit. Sie soll lediglich Einblicke in die Gedanken eines Mannes geben, der die Fäden der deutschen Geschichte in einer bedeutenden Zeit über viele Jahre in seinen zittrigen Händen hielt.

Jorge Nicolás Sanchez Rodriguez\*  
Santiago de Chile, 14. März 2016

.....

\* Aus dem Spanischen übertragen von Daniel Wichmann und Ralf Heimann.

# 2006

*15. Januar* Für Margot und mich ist es ein Tag großer Freude. Eine Sozialistin hat die Präsidentschaftswahlen in Chile gewonnen: Michelle Bachelet. Wir sind allerdings beide sehr erstaunt über ihre schwache Mehrheit von kaum mehr als 50 Prozent. Da muss bei der Festlegung des Wahlergebnisses wohl irgendetwas Gravierendes schiefgegangen sein. Aber seien wir zunächst froh über unseren Sieg. Ich habe Margot gesagt, sie soll am besten gleich morgen früh im Regierungssitz anrufen und sich für ein Amt zur Verfügung stellen.

Sie ist sicherlich nicht mehr die Jüngste, aber mit all ihrer Erfahrung dürfte sie auch heute noch durchaus in der Lage sein, in der sozialistischen Bildungspolitik des Landes einige wegweisende Impulse zu setzen und bei der zügigen Umerziehung der Jugend mitzuwirken. Außerdem muss ich ganz ehrlich sagen, dass es mir in der derzeitigen Lage doch sehr entgegenkommen würde, wenn ich Margot nicht den ganzen Tag hier zu Hause in unserer Wohnung wissen würde.

*18. Januar* Bei einem Telefonat mit unserer Bank hat Margot festgestellt, dass sich offenbar doch noch ein sehr beruhigendes Kapitalpolster auf unserem Konto befindet. Das war weder Margot noch mir bewusst. Der Bankberater hat Margot nun zu einem Gespräch eingeladen. Am Telefon hat er gefragt, warum Margot ihr Geld nicht in Aktien anlegt, worauf sie sich

gezwungen sah, dem Mann einige grundlegende wirtschaftliche Zusammenhänge in sehr ausführlicher Weise zu erklären. Eine halbe Stunde später hörte ich sie aus dem Wohnzimmer noch immer telefonieren. Danach fand ich Margot etwas verstört auf ihrem Bett vor. Sie hatte versucht, dem Bankberater deutlich zu machen, dass sich die Produktionsmittel in einer gerechten Gesellschaft in den Händen der Arbeiter befinden, worauf der entgegnete: Wenn alle Arbeiter Aktien kaufen würden, wären sie doch automatisch in den richtigen Händen. So haben wir das noch nie gesehen. Danach hat Margot am Telefon ihre erste Transaktion getätigt. Deutsche-Bank-Aktien für umgerechnet 30 000 Euro. Sehr gute Gewinnaussichten, sagte der junge Mann.

*8. Februar* Fast fünf Jahre nach den Anschlägen in New York scheint es, als würde sich die Geschichte noch einmal wiederholen. Unseren stolzen Palast der Republik hat nun das gleiche Schicksal ereilt. Am Morgen sind in den Westflügel des Gebäudes zwei Abrissbirnen eingeschlagen. Nun mussten Margot und ich in den Fernsehnachrichten mit ansehen, wie sie dieses prächtige Gebäude gewaltsam niederreißen, und das können wir nur als weiteren Angriff auf den am Boden liegenden Sozialismus verstehen.

Im Moment überwiegt gewiss noch die Trauer über die vielen Hundert Deckenlampen, die diesem schrecklichen Anschlag zum Opfer gefallen sind. Aber schon jetzt können Margot und ich mit Gewissheit sagen, dass wir uns auch von diesem Rückschlag nicht entmutigen lassen werden. Und sollten sie nun an dieser Stelle tatsächlich das Stadtschloss wieder aufbauen, dieses Symbol des Feudalismus und des Imperialismus, von dem wir Berlin befreit hatten, werden wir es bei unserer Rückkehr ein zweites Mal in die Luft sprengen, um den Palast der Republik noch stolzer und noch prächtiger wieder aufzubauen – mit

noch mehr Glas, noch mehr Asbest, aber Margot sagt gerade, und das stimmt natürlich, diesmal dann auch am besten mit einer funktionierenden Heizung.

*1. April* Margot ist nicht zu einem Anruf im Regierungssitz zu bewegen. Sie sagt, sie wolle ihren Ruhestand ebenso genießen, wie ich gewissermaßen meinen Tod genieße. Ich bin mit dieser Entscheidung weder einverstanden noch glücklich, aber ich muss sie so hinnehmen. Ich habe ihr gesagt: »Margot, im Sinne des Sozialismus ist das nicht.« Doch das scheint sie in keiner Weise zu kümmern. Ihre Antwort war lediglich ein schnippisches: »SED.« Ich habe sie gefragt, was das denn nun schon wieder heißen soll. Sie drehte sich um und sagte beim Rausgehen: »Sei es drum, Erich! Sei es drum!«

*8. April* Die sogenannte Sozialdemokratische Partei Deutschlands wechselt ihre Vorsitzenden wie andere ihre Unterhosen. Nicht mal ein Jahr lang hat der letzte durchgehalten. Man hat ja kaum Zeit, sich den Namen zu merken. Ich habe ihn auch schon wieder vergessen. Um die Parteikrise in den Griff zu kriegen, würde ich der SPD einen schönen Vereinigungsparteitag vorschlagen. So haben wir das 1946 auch gemacht. Danach hatten wir nie wieder Probleme, wenn ich mich richtig erinnere. Außer vielleicht ganz zum Ende.

*12. April* Campos hat uns zu einem »deutschen Abend« eingeladen. In acht Tagen will er in seinem Garten feiern. Warum gerade an einem Donnerstag, ist Margot und mir nicht ganz klar. Er sprach von einem großen Feiertag in Deutschland, aber da muss er sich vertan haben. Acht Tage, das ist natürlich reichlich knapp, um noch einen schönen Vierzehnder für den

Grill zu erlegen, zumal Jorge weiterhin kein Jagdgebiet ausfindig machen konnte. Margot hat schon in der Kühltruhe nachgesehen. Aber da liegt leider auch nur das Kaninchen, das die Müllabfuhr vor der Einfahrt überfahren hat, und das wird kaum für mehr als eine Person ausreichen.

*13. April* Margot ist der Auffassung, man müsse die Kapitalisten gewissermaßen mit ihren eigenen Waffen schlagen. Ich kann ihr da nur beipflichten. Sie hat nun ein weiteres Mal Aktien gekauft. Für uns hat diese neue Form der Kapitalismusbekämpfung einen sehr günstigen Nebeneffekt, denn falls Margot ein glückliches Händchen hat, werden unsere finanziellen Sorgen schneller gelöst sein, als der westdeutsche Finanzminister »Steuern« sagen kann. Margot will den schmierigen Spekulanten nun gewissermaßen zeigen, wo Hammer und Zirkel hängen. Da werden sich diese sogenannten Manager noch umsehen. Und ich kann ihnen sagen: Ich weiß, wovon ich spreche.

*15. April* Nach langem Zögern haben wir uns nun doch für den Ausbau unserer Terrasse hinter dem Haus entschieden. Leider konnte ich mich bei Margot nicht mit meinem Wunsch durchsetzen, dieses Fleckchen mit rotem Betonstein ausbauen zu lassen. Direkt in der Nachbarschaft gäbe es einen Händler. Margot wünscht sich Marmor aus dem Erzgebirge. Und den müssten wir leider aus Hammerunterwiesenthal in Oberwiesenthal anliefern lassen. Was das wieder kostet. Margot teilt meine Bedenken nicht. Sie sagt, die Wirtschaft sei nun mal ein Kreislauf. Und wenn wir hier in Chile auf unserem Geld sitzen, nützt das den Menschen in der Heimat überhaupt nichts.

Um die Wirtschaft hat sich ja immer Mittag gekümmert, aber ich vertraue Margot da voll und ganz. Wir werden also nun im Sinne des Sozialismus eine Marmorlieferung aus Hammerober-

wiesenthal in Auftrag geben – und eine weitere aus Crottendorf, denn das Bad will Margot ebenfalls renovieren lassen. Es ist ja für einen guten Zweck.

*19. April* Es ist zu schade. Morgen findet nun der deutsche Abend statt, und ich liege mit 39 Grad Fieber im Bett. Ich erinnere mich, dass ich vor Jahren schon mal mit über 40 Grad Fieber eine Politbüro-Sitzung durchgestanden habe, aber Margot will das nicht gelten lassen, denn dort hätte ich, wie sie behauptet, auch die Gelegenheit zu einem Genesungsschlaf gehabt, und das sei auf der Gartenparty nun garantiert nicht möglich. Ich muss das entschieden zurückweisen. Meines Wissens bin ich in der betreffenden Sitzung damals höchstens für einige Minuten weggenickt. Einen Genesungsschlaf kann man das ja wohl kaum nennen.

Jetzt hat Margot mich von oben bis unten mit Pulmotin eingerieben. Den Geruch konnte ich noch nie ausstehen. Kaum war es in der DDR mal ein bisschen kälter oder die ersten Schneeflocken fielen, roch es überall nach diesem Zeug. Sogar in der Kantine vom Palast der Republik dominierte dieser Gestank den üblen Geruch von Würzfleisch. Außerdem wage ich doch sehr zu bezweifeln, dass dieses Mittel überhaupt irgendeine Wirkung hat. Ich frage mich, warum unsere Sportmediziner sich damals nicht auf Pulmotin verlassen haben, wenn es doch angeblich so ein Wundermittel ist. Es ist wirklich traurig, dass dieser Geruch nun fast das Einzige ist, was mir von der Deutschen Demokratischen Republik geblieben ist.

*20. April* Natürlich habe ich recht behalten: Ich bin noch immer krank. Hier im Zimmer riecht es unerträglich nach Grillgut, und durch das halboffene Fenster höre ich, wie sie auf der anderen Seite der Gartenmauer jemandem ein Ständchen

singen. Wenn ich nur wüsste, wer da Geburtstag hat? Campos ist es nicht. Das hat Margot in ihrem Kalender nachgesehen.

**10. Juni** Mit einigem Widerwillen haben Margot und ich das Eröffnungsspiel der Fußballweltmeisterschaft in der BRD geschaut. Wenn wir der Zeitung glauben dürfen, handelt es sich um ein sogenanntes Medienereignis der Superlative. Aber offenbar haben sie sich hinsichtlich der Dimension der Stadien so sehr verschätzt, dass nun Hunderttausende Menschen bei Wind und Wetter unter freiem Himmel vor Bildschirmen die Fußballspiele verfolgen müssen. Im Fernsehen sprechen sie vom Public Viewing. Der westdeutschen Mannschaft räumen Margot und ich keine Chance ein. Unser Favorit ist das polnische Team. Hoffnungen kann sich sicherlich auch die Ukraine machen. Der Trainer macht einen sehr freundlichen Eindruck. Und nachdem Margot die Trikots der Tschechen gesehen hat, hält sie deren Mannschaft ebenfalls für einen sehr ernstzunehmenden Gegner.

**15. Juni** Margots Blutdruck steigt leider ebenso schnell wie unser Kapital auf dem Konto. Dr. Puccio hat ihr geraten, jede Aufregung zu vermeiden, aber seit sie an der Börse handelt, ist daran überhaupt nicht mehr zu denken. Gestern Morgen wurde ich wach, weil ich sie in der Küche laut rufen hörte: »Abstoßen! Sofort!« Dann diskutierte sie im Schlafzimmer laut mit dem Bankberater. Während des Frühstücks studiert sie die Börsenkurse in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*. Leider muss ich sagen: Auch die Qualität des Mittagessens leidet unter ihrer neuen Obsession. Heute Morgen habe ich sie zur Rede gestellt. Ich habe sie gefragt: »Margot, wie hältst du es mit den Idealen, für die wir jahrelang gekämpft haben?« Bevor sie mir antworten konnte, klingelte wieder das Telefon. Sie entschuldigte sich. Die Deutsche Post AG habe eine Ad-hoc-Mitteilung herausgegeben.

Sie sei sich sicher, dass sich ein schnelles Engagement dort bald auszahlen werde. Nein, so kann es nicht weitergehen. Heute essen wir zum dritten Mal in Folge Konservengemüse. Ich werde ihr ein Ultimatum stellen müssen.

*17. Juni* 90 Minuten lang spielen die Polen die westdeutsche Mannschaft gewissermaßen an die Wand. Und dann kommt die BRD in der Nachspielzeit zu einem unverdienten Treffer, der dazu auch noch überaus glücklich war. Nein, diese Welt ist nicht gerecht. Das wissen wir nicht erst seit 1989, als der real existierende Sozialismus vom mordlustigen Imperialismus gemeuchelt wurde. Auch 1974 war es schon so, als die bessere deutsche Mannschaft um den Weltmeister-Titel betrogen wurde – und 1961, als es an uns war, durch den Bau der Mauer den Frieden in Europa zu bewahren. Auf den Kosten sind wir immer sitzengeblieben. Wir haben damals eine Rechnung nach Bonn geschickt, aber sie ist nie bezahlt worden. Mielke schlug dann vor, mit dem Abriss eines Mauerteils zu drohen, falls die BRD nicht bereit sein sollte, ihren Anteil an den Kosten zu übernehmen. Sie konnten froh sein, dass wir unsere Drohung nicht in die Tat umgesetzt haben. Nur so musste eben wieder einmal die Deutsche Demokratische Republik alleine für die Bewahrung des Friedens in der Welt aufkommen. Und das wird garantiert in keinem der Geschichtsbücher erwähnt, mit denen sie heute die Jugend infiltrieren.

*1. Juli* Inzwischen sind Margot und ich uns sicher, dass die westdeutsche Mannschaft ihre Siege nicht allein mit spielerischen Mitteln herbeiführt. Angesichts der fußballerischen Möglichkeiten dieser sogenannten Profispieler scheint uns das so gut wie unmöglich zu sein. Im Viertelfinale gegen die Argentinier war der Betrug nun so offensichtlich wie zuvor in



keiner anderen Partie. Vor dem Elfmeterschießen übergab einer der Trainer dem Torwart einen Zettel mit Informationen, die er nach unserer Einschätzung von den Argentinern gekauft hatte. Mit Hilfe dieser Informationen gelang der westdeutschen Mannschaft abermals der Sieg. Es ist uns unbegreiflich, dass die Offiziellen gegen diese zwielichtigen Machenschaften nichts unternehmen. Wie oft haben diese Sportfunktionäre uns durch ihre zweifelhaften Dopingkontrollen um den Sieg gebracht. Jetzt schauen sie tatenlos zu. Ist das denn noch zu glauben?

**5. Juli** Auf Italien ist Verlass. Im entscheidenden Moment fahren sie den Deutschen immer in die Parade. Das war schon 1944 so und das hat sich bis heute nicht geändert. Ich hatte große Angst, dass sich Szenen wie im Sommer 1990 wiederholen könnten. Damals gab es unser geliebtes Vaterland noch, aber die Bürger der Deutschen Demokratischen Republik haben sich nicht entblödet, Hammer und Zirkel aus ihren Fahnen herauszuschneiden und den Sieg des Klassenfeindes bei der Weltmeisterschaft zu feiern. Dass mit diesem Volk auf lange Sicht ohnehin kein Staat zu machen sein würde, wurde mir da schmerzhaft bewusst.

In Deutschland feiern sie also gerade ein sogenanntes Sommermärchen. Was es da allerdings zu feiern gibt, wenn die eigene Mannschaft gegen Italien ausscheidet, ist mir schleierhaft. Nach solch einer Schmach bei einer Spartakiade wäre ich als Staatschef nicht zum Gratulieren in die Kabine gekommen wie Frau Merkel, sondern hätte Sonderschichten mit der Bleiweste angeordnet. Margot und mir war natürlich schon vor dem Spiel klar, dass der Weg der deutschen Mannschaft hier zu seinem Ende kommen würde. Wenn es einem Land gelingt, die westdeutsche Mannschaft auf ihrem Weg ins Finale aufzuhalten, dann gewiss doch Italien, habe ich zu Margot gesagt.

Nirgendwo auf der Welt haben die Funktionäre einen ähnlich

reichen Erfahrungsschatz mit Manipulationen und Bestechungen wie dort. Bei meinem einzigen Besuch in Rom vor über 20 Jahren mussten wir selbst dem Pförtner am Regierungssitz zwei Scheine zustecken, damit er uns die Tür öffnete, und nach meinem Treffen mit dem damaligen Ministerpräsidenten Craxi fragte der mich, ob ich für eine gewisse Summe an Devisen eventuell bereit wäre, zwei Koffer mitzunehmen und in einer Schöneberger Pizzeria einem Kontaktmann zu übergeben. In diesem Moment wurde mir klar, dass Craxi der Unterschied zwischen Ost und West nicht so recht bewusst war. Und über den Inhalt des Koffers konnte er mir leider auch nichts sagen. So sind sie nun einmal, die Italiener. Aber ich hätte ihm diesen kleinen Dienst sogar erwiesen, wenn er mir echte Devisen angeboten hätte statt italienischer Lire. Für die hätte ich ja einen dritten Koffer gebraucht.

Der Sieg der Italiener war uns jedenfalls ein großer Moment der Freude. Leider hat Campos uns mit seiner Satellitenanlage um diesen Augenblick gebracht. Seine Parabolantenne überträgt die Bilder einige Sekunden schneller als unsere, so dass wir den Jubel aus dem Fernseher von drüben bereits hörten, als sich auf unserem Bildschirm die Italiener noch den Ball zur Ecke zurechtlegten. Und weil wir am offenen Wohnzimmerfenster nach der Ursache für den Jubel Ausschau hielten, verpassten wir das erste Tor der Italiener. Zur Feier des Tages hat Margot eine etwas angestaubte Literflasche Lambrusco aus der Vorratskammer geholt. Für den Abend war das ein sehr schöner Abschluss. Über den Morgen danach wollen wir kein Wort verlieren.

*24. Juli* Post von der Sozialbehörde des Klassenfeinds, der Margot ja nun leider aufgrund der unglücklichen Umstände mit etwas Geld unter die Arme greift. Sie bitten uns um einige Angaben zu unseren Vermögensverhältnissen, um die zukünftige Höhe der Unterstützungsleistung zu berechnen. Das geht

nun wirklich zu weit. Wir haben ihnen nun mitgeteilt, dass wir der Meinung sind, mit den uns zur Verfügung stehenden Mitteln nicht in angemessener Weise für unseren Unterhalt sorgen zu können. Mehr müssen sie ja wohl nicht wissen. Man kann uns vieles vorwerfen, aber an unserer Glaubwürdigkeit gibt es ja nun wirklich keinerlei Zweifel.

*12. August* Als ich heute Morgen in der Zeitung las, dass Günter Grass in seiner Jugend bei der sogenannten Waffen-SS war, hätte ich mir beinahe den Kaffee auf den Morgenmantel gegossen. Ich habe ja nie sehr viel von ihm gehalten, aber dass er die Totenkopfmütze getragen hat, überrascht mich doch sehr. Ich habe schon zu Margot gesagt: Man muss im Leben auf alles gefasst sein. Uns würde es nicht wundern, wenn sich nun noch herausstellen sollte, dass auch Biermann in den Diensten der Staatssicherheit gestanden hat. Margot sagt, sie vermutet das schon lange.

*10. Oktober* Wieder einmal werde ich nachdenklich, wenn ich an die Ereignisse denke, die sich gestern ein weiteres Mal jährten. Vor 17 Jahren, am 9. Oktober 1989, kam Krenz ganz aufgeregt in mein Büro und sagte: »In Leipzig sind 70 000 Menschen auf der Straße! Was sollen wir tun, Erich?« Ich fragte geistesgegenwärtig, ob vielleicht Lok Leipzig im Europapokal spiele, aber das war nicht der Fall. Dass es sich um ein zufälliges Treffen handelte, hielt ich für unwahrscheinlich. Aber dass all diese Menschen zusammengekommen waren, um für Reformen zu demonstrieren, wie Krenz behauptete, konnte ich mir auch beim besten Willen nicht vorstellen. Ich halte es immer noch für einen Irrglauben.

Aber wahrscheinlich führte diese kapitale Fehleinschätzung von Krenz am 9. Oktober zu den verhängnisvollen Entwick-

lungen in den Wochen darauf. Angesichts dieser Tatsache halte ich es für eine ausgesprochene Frechheit, dass dieser sogenannte Musiker Klaus Renft ausgerechnet an diesem Tag von uns gegangen ist. Auch das ist gewiss kein Zufall. Wir haben seine fürchterliche Kapelle ja 1975 aufgelöst. Unglücklicherweise hat sich dann das Gerücht verbreitet, das sei aufgrund der Texte geschehen, doch das war überhaupt nicht der Fall. Die Musik war einfach unerträglich. Leider genügte das nicht, um sie zu verbieten. Unglücklicherweise fand auch Margot einen gewissen Gefallen an diesem Krach. Zu Hause liefen die Schallplatten unentwegt. Also rief ich den Genossen Hoffmann\* an und schilderte ihm das Problem. Er schlug vor, das Verbot damit zu begründen, dass die Texte dieser sogenannten Musiker nichts mit der Wirklichkeit in unserem Sozialismus zu tun hätten. Und wenn ich an die Zeile »Macht die Augen zu, macht die Augen zu. Dann spürt ihr da drinnen unendliche Ruh« denke, dann war das jedenfalls bei uns zu Hause tatsächlich nicht der Fall.

*11. Oktober* Wo nun die Mauer nicht mehr steht, droht dem Frieden Gefahr von allen Seiten. Sogar aus dem Osten. Der Sohn meines guten Freundes Kim hat sich nun endlich den Traum seines Vaters erfüllt und seine Atombombe einem vorsichtigen Test zugeführt. In gewisser Weise ist er ja wie sein Vater: Wenn der sich so etwas einmal in den Kopf gesetzt hatte, dann war er davon auch nicht mehr abzubringen. Ich weiß noch sehr gut, wie er im Jahr 1984 zu Besuch kam und immer wieder dieses eine Wort sagte: »Döbberin.« Der Dolmetscher konnte den Begriff nicht übersetzen, und auch der neue Dolmetscher, den Kim am Tag darauf zu unserem Treffen mitbrachte, war ratlos. Nur Mittag meinte den Namen schon irgendwo gehört

.....

\* Anm. d. Hrsg.: Hans-Joachim Hoffmann, der damalige Kulturminister.

zu haben. So fanden wir heraus, dass es sich um kleines Dorf östlich von Berlin handelte. Und mit Hilfe alter Unterlagen konnten wir rekonstruieren, dass wir Kim bei einem Besuch in den fünfziger Jahren dort eine LPG gezeigt hatten. Die wollte er nun offenbar sehen. Leider stellte Mittag fest, dass der Hof sich in einem erbärmlichen Zustand befand. Aber Kim bestand darauf: »Döbberin.« Der Bauer konnte sich noch an den Besuch erinnern. Wir ließen vorsichtig anfragen, ob Kim ihn nicht in einer fortschrittlichen LPG in der Nachbarschaft treffen wollte, aber er wiederholte immer wieder: »Döbberin.« Uns blieb keine Wahl. Wir schraubten die Ortsschilder ab und montierten sie 15 Kilometer weiter an die Eingangsstraße eines sehr ähnlichen Dorfs. Da brachten wir ihn dann hin. Ich zeigte auf das Schild und sagte: »Döbberin.«

*15. Oktober* Die westdeutschen Sozialbehörden haben versucht, Margot per Telefon zu kontaktieren, aber das Telefon hören wir nicht. Es liegt im Backofen, weil wir nicht wissen, wie wir die Lautstärke des Klingeltons regulieren können. Der Ton ist so schrill, dass selbst der Wachhund von Campos dabei anschlägt. Leider klingelt das Gerät auch sehr oft mitten in der Nacht, weil ständig Scherzbolde aus der Bundesrepublik auf die Idee kommen, hier anzurufen, um zu überprüfen, ob unsere Nummer stimmt. Und hier wacht dann die ganze Nachbarschaft auf. Der westdeutsche Beamte hat es auch über die Bank versucht, aber hier in Chile gilt das Bankgeheimnis zum Glück noch etwas. Margots Bankberater hat dem Mann mitgeteilt, dass er ohne Einverständniserklärung der Kontoinhaberin keine Auskunft geben könne. Er will es nun per Post versuchen.

*18. Oktober* Schon wieder liege ich mit Fieber im Bett. Zum zweiten Mal krank in einem Jahr, das ist zum letzten

Mal im Jahrhundertwinter 1979 vorgekommen. Schrecklich. Die ganze Braunkohle in der Lausitz war festgefroren, und die Kraftwerke hatten nichts mehr zum Verfeuern. Irgendwann haben wir angefangen, Republikfeinde zu begnadigen, damit wir ihre Akten in Wandlitz in den Heizungskessel werfen konnten. Wenn ich daran zurückdenke, bin ich doch ganz froh, dass ich meinen Lebensabend nicht in Moskau verbringen muss.

*29. Oktober* Die westdeutschen Behörden haben uns in einem Brief mitgeteilt, dass einer ihrer Mitarbeiter uns besuchen wird, um sich einen Eindruck von Margots Lebensumständen zu verschaffen. Offenbar geht es immer noch um den Kleckerbetrag, den sie ihr monatlich überweisen. Der Brief kam leider erst einen Tag nach dem Mitarbeiter an. Gestern Morgen stand plötzlich ein Mietwagen vor der Tür. Wir hatten nicht einmal aufgeräumt, und wegen meines Hüftleidens fällt mir das Gehen inzwischen so schwer, dass ich so schnell gar nicht die Treppe hinaufkomme. Deshalb musste ich mich in der Abstellkammer verstecken. Leider fing genau in diesem Moment Campos an, draußen seinen Rasen zu mähen, so dass ich von dem Gespräch selbst kaum etwas mitbekommen habe. Meinem Eindruck nach haben Margot und der Beamte sehr freundlich miteinander geredet. Er hat ihr allerdings deutlich gemacht, dass die westdeutschen Sozialbehörden unsere finanzielle Situation sehr genau im Auge behalten werden. Margot wies darauf hin, dass sie hier ja nun wirklich nicht in Saus und Braus lebe. Leider klingelte es genau in diesem Moment an der Tür. Das war die Marmorlieferung aus Sachsen. Als der Beamte fahren wollte, stand unglücklicherweise auch noch unsere neue Mercedes-Limousine im Weg, weil Jorge sie hinter dem Mietwagen geparkt hatte. Aber von so etwas werden die westdeutschen Behörden sich bei ihrer Einschätzung ja nun hoffentlich nicht beeinflussen lassen.

**10. November** Margot wollte ein altes Foto vom Genossen Wolf heraussuchen, der nun gestern ebenfalls verstorben ist. Aber jemand scheint die Fotos aus unserem Album entfernt zu haben. Sehr rätselhaft. In dieser Hinsicht war es ja schon immer nicht ganz leicht mit ihm. Sein Sohn ging ja damals mit unserer Sonja in den Kindergarten, und als wir uns bei der Abschlussfeier zu einem Gruppenbild zusammenfinden sollten, stellte er sich so weit an den Rand, dass er auf dem offiziellen Foto überhaupt nicht mehr zu sehen war. Später unternahmen wir mehrere Versuche, ihn in gemeinsamen Sitzungen des Ministeriums für Staatssicherheit zu fotografieren. Aber es gelang ihm stets rechtzeitig, sein Gesicht hinter einem Aktenordner zu verbergen.

Und als wir dieses Foto machten, das ich nun gerade suche, wussten wir bereits von seiner Aversion. Daher hatten wir ihn gleich in die Mitte gestellt. Es scheint wirklich nicht mehr da zu sein. Wolf war ja lange unser treuer Verbündeter. Aber am Ende ist er zwei Versuchungen erlegen: den Frauen und der Perestroika. In den Monaten vor seinem Rücktritt schrieb seine Frau Christa mir ständig Briefe, in denen sie sich über die Eskapaden ihres Mannes beklagte. Ich hielt sie zunächst für die Schriftstellerin, mit der ich ja nun seit Jahren bekannt war, und wunderte mich über den doch sehr förmlichen Ton. Meine Antworten gestaltete ich daher etwas persönlicher. Leider führte das zu neuen Verwerfungen, und da blieb leider nur eine Möglichkeit: Wolf musste gehen. Seine Frau meldete sich danach bedauerlicherweise nie wieder. Ich nehme ihr das nicht übel. Wollen wir die alten Geschichten ruhen lassen und uns lieber an die schönen Zeiten erinnern. Ich habe Margot nun gebeten, im Internet ein Foto von Wolf zu suchen. Das hat sie getan, aber es ist wie verhext: Es kommt einfach nicht aus dem Drucker.

# 2014

*7. Januar* Heute Morgen kam Post von der Krankenkasse. Margots nagelneue elektronische Gesundheitskarte ist angekommen. Wir haben gleich in der Bundesrepublik angerufen, um uns nach dem Sinn und Zweck dieses Dokuments zu erkundigen. Die junge Frau konnte es uns leider nicht erklären. Das sei jetzt nun einmal gesetzliche Pflicht, sagte sie. Die Krankenkasse führe die Gesetze nur aus. Margot hat die junge Frau darüber belehrt, dass sie sich mit solchen Sätzen in der BRD doch sehr in Acht nehmen muss. Eh man sichs versieht, sitzt man im Gefängnis! Wir haben diese Erfahrung selbst gemacht, und die Soldaten unserer Grenztruppen haben schließlich auch nichts anderes getan, als sich an die Gesetze zu halten. Die junge Frau war für Margots gutgemeinte Ratschläge leider nicht zugänglich. Als Margot ihr sagte, sie wisse ja sicherlich, wen sie am Telefon habe, legte sie auf. Wenn sie eines Tages auf der Anklagebank Platz nehmen muss, wird sie sich vielleicht an Margots Worte erinnern.

*2. Februar* Margot hat in der »Frau im Spiegel« gelesen, dass in China nun das Jahr des Holz-Pferdes gefeiert wird. Seit die Chinesen mit den Kapitalisten kungeln, kommen sie ja auf die verrücktesten Ideen. Hauptsache, sie können ihren Ramsch auf dem Weltmarkt absetzen. Zunächst dachten wir, es handle sich um Schaukelpferde, und wir rätselten schon, wer so etwas



heutzutage noch kauft. Doch dann fiel Margot ein, dass sie im Internet nun mehrfach von sogenannten Trojanern gelesen hat, und dabei muss es sich ja wohl um diese Pferde handeln, die nun anscheinend wieder in Mode gekommen sind. Ich habe nun selber einmal im Internet nach einem Trojaner gesucht und ihn auf Margots Computer geladen, um mir einen Eindruck zu verschaffen. Leider scheint dies nicht möglich zu sein: Der Computer hat offenbar einen Defekt. Er lässt sich nicht mehr starten.

*4. Februar* Margot und ich sagen es ja schon seit Jahren: In der Deutschen Demokratischen Republik war nicht alles schlecht. Nun scheint auch die Bundeskanzlerin der BRD dies endlich anzuerkennen. Wie ich der Westpresse entnehme, hat sie in ihrer Regierungserklärung gesagt: »Der Mensch steht im Mittelpunkt.« Und das war ja nun jahrelang unsere Devise. Margot und ich betrachten die Anleihe eher als gütliches Eingeständnis, um sich mit der Geschichte auszusöhnen. Wir nehmen das sehr wohlwollend zur Kenntnis. Margot denkt nun darüber nach, der Kanzlerin ein Telegramm zu senden, um unsere Freude darüber zum Ausdruck zu bringen und unsere Hoffnung mitzuteilen, dass es nicht bei diesem Schritt bleiben wird und dass die Zuversicht, um die wir uns in der Deutschen Demokratischen Republik auch in den aussichtslosesten Situationen bemüht haben, auch ein wenig auf die BRD abfärben kann. So könnten wir uns vorstellen, dass Frau Merkel auch weitere Leitprüche aus unserem gutgepflegten Fundus übernimmt. Wie wäre es zum Beispiel mit: »Wir schaffen das!«?

*8. Februar* Im russischen Sotschi haben nun die Olympischen Winterspiele begonnen. Margot und ich haben dort ja nun so einige Male unseren Urlaub verbracht, aber um ehrlich

zu sein, können wir von der Stadt nicht viel wiedererkennen. Die Straßenzüge, die sie in der Fernsehübertragung immer wieder einblenden, haben wir nie gesehen. Auch die Gebäude kommen uns wenig bekannt vor. Ich erinnere mich vor allem an die Promenade am Hafen, wo mir damals bei dreißig Grad im Schatten das Schokoladeneis auf den weißen Anzug getropft ist und ich abends in Badehose zum Büfett musste, weil die Koffer noch im Flieger lagen. Skifahrer haben Margot und ich dort nie gesehen. Aber den Russen ist ja alles zuzutrauen, was sich mit Geld bewerkstelligen lässt – warum nicht auch ein Skigebiet an der russischen Riviera?

*9. März* In der Welt gehen seltsame Dinge vor sich. Über dem Indischen Ozean ist ein Flugzeug verschwunden. Wie kann denn so etwas passieren? Es ist mir ja schon ein Rätsel, wie eine Brille in der Wohnung verlorengehen kann. Aber dieses Rätsel ist ja zum Glück vorerst gelöst. Sprechen wir nicht weiter drüber. Jorge wird sie in den Kühlschrank gelegt haben, aber er ist auch nur ein Mensch. Nur, wie passiert so etwas mit einem Flugzeug? Das würde ich allenfalls Krenz zutrauen. Mit einem Unterschied: Wenn der an Bord gewesen wäre, hätte man in den Nachrichten sicher schon etwas gehört. Mit unserer Technik aus der Deutschen Demokratischen Republik hätte man das Flugzeug jedenfalls gar nicht erst aus den Augen verloren.

Mielke hat in seinem Ministerium ja schon vor über vierzig Jahren mit Peilsendern experimentiert. Den ersten Prototyp hat er damals seiner Sekretärin unter die Handtasche geklebt, weil er vermutete, sie mache morgens auf dem Rückweg vom Bäcker einen Umweg. Leider ging der Sender schon auf dem Hinweg verloren und schickte danach monatelang unkontrollierte Signale aus der Umgebung. Mielke wäre beinahe verrückt geworden. Wahrscheinlich hat ein Hund den Sender gefressen. Ein späteres Modell hat sogar seine Dienste an Margots Volvo-

Schlüssel nicht versagt. Und der lag nun wirklich ständig überall herum. Einmal sogar in Mittags Büro. Kein Mensch weiß, wie er da hingekommen ist. Wir haben jedenfalls schon damals jahrelang versucht, das zugegebenermaßen nie außerhalb Berlins erprobte System an die Luftfahrtindustrie zu verkaufen. Doch da gab es immer sehr starke Vorbehalte gegenüber unserer Technik. Wir vermuten, es waren vor allem politische Bedenken.

*20. März* Siehe da. Nun haben sich die Russen doch tatsächlich die Krim wieder unter den Nagel gerissen. Ich erinnere mich, dass Breschnew schon bei unserem Besuch 1976 dort andeutete, dass wir sie mit unserem Erdölverbrauch ganz schön in Bedrängnis bringen. In der BRD sollen sie froh sein, dass sich die gewaltigen Ölvorkommen vor Sassnitz noch nicht bis nach Moskau rumgesprochen haben. Sonst säße Putin mit seinen Leuten jetzt nicht auf der Krim, sondern auf Rügen, und dann hätten sie in der BRD ganz andere Probleme als die Flüchtlinge, von denen wir jetzt immer lesen. Margot und mir ist es jedenfalls einerlei, ob sie auf der Krim jetzt Russisch oder Ukrainisch sprechen. Ich verstehe beides kaum. Trotzdem haben wir sehr schöne Erinnerungen an dieses malerische Fleckchen Erde, wenngleich ich auch sagen muss, dass ich nach jedwedem Auslandsbesuch doch immer sehr froh war, wieder in Berlin an meinem Schreibtisch zu sitzen. Das Essen hat mir auch auf der Krim doch immer sehr zu schaffen gemacht, und wenn ich ganz ehrlich bin: Margot so manches Mal auch. Außerdem sagte sie im Urlaub stets, sie könne zu Hause einfach besser Mittagspause machen. Damit wiederum hatte ich im Urlaub nie irgendwelche Probleme.

*8. Juli* Nun haben wir die Vorrunde der Fußballweltmeisterschaft schon absichtlich nicht eingeschaltet, um uns die

Siege der westdeutschen Mannschaft zu ersparen, und beim ersten Spiel, das wir sehen, gewinnen sie gegen Brasilien mit sieben zu eins. Kaum ist man 20 Minuten zum Wasserlassen auf der Toilette, schießt die BRD gleich fünf Tore. Das darf doch nun wirklich nicht wahr sein! Immerhin musste ich mir das Elend nicht ansehen. Und nach dem Spiel sagte Margot noch: »Erich, hier sehen wir heute Abend wohl den neuen Weltmeister.« Aber von Sport hat sie ja nun noch nie sonderlich viel verstanden. Es war wie 1974, als Sparwasser das eins zu null schoss. Da sprang Margot auch gleich auf und rief: »Diese deutsche Mannschaft wird Weltmeister.« Und was war? Flötepiepen. Am Ende waren wir draußen. Ich kann wirklich nur sagen: Margot und Fußball, eine Geschichte für sich.

*13. Juli* Das ist ja nun auch kein richtiger Fußball mehr. Die Spieler tragen bunte Fußballschuhe. Der Schiedsrichter sprüht den Rasen mit einer Sprühdose ein, und dann schaffen sie es in anderthalb Stunden nicht einmal, ein einziges Tor zu schießen. Früher haben sie gesagt, ein Spiel dauert 90 Minuten. Auch das gilt ja anscheinend nicht mehr. Wer soll das alles denn noch verstehen? Margot und ich haben den Fernseher ausgestellt. Wir essen schließlich immer pünktlich um 18 Uhr zu Abend. Es ist nun weiterhin sehr still draußen. Das wird wohl bedeuten, dass die Argentinier gewonnen haben. Es ist uns immerhin ein kleiner Trost.

*16. August* Wer ist denn das schon wieder? Peter Scholl-Latour. Dieses Gesicht kommt mir doch irgendwie bekannt vor. Aber natürlich, das war doch dieser Reporter, der damals ständig bei Frau Kelm anrief. Wir haben wochenlang gerätselt, was er von uns will. Bis wir ihn baten, sein Anliegen schriftlich vorzutragen. Da wurde klar: Es ging um ein Inter-

view. In seinem Schreiben stellte er sich als Nahost-Experte vor. Doch das war wohl etwas übertrieben: Von unserer Deutschen Demokratischen Republik hatte er wirklich überhaupt keine Ahnung. Das fiel damals sogar Krenz auf. Großes Interesse an unserem Land schien er jedenfalls nicht zu haben. Anderthalb Stunden lang schilderte er mir seine Einschätzung der Lage in Indochina. Offenbar hatte er dort auch die eine oder andere Frau kennengelernt. Davon erzählte er auch, wenn ich mich richtig erinnere. Aber er war ja eben sehr schwer zu verstehen. Irgendwann habe ich dann um eine kurze Toilettenpause gebeten und vor der Tür meine Sekretärin angewiesen, ihm mitzuteilen, dass mir ein wichtiger Termin dazwischengekommen sei. Später berichtete sie mir, er sei trotzdem noch zweieinhalb Stunden geblieben und habe dem Kellner sehr ausführlich die Machtverhältnisse in Russland erklärt. Im Nachhinein sehr schade. Das hätte mich auch interessiert.

*11. September* Ungeheuerlich. Da wird man seit langem mal wieder in der westdeutschen Presse erwähnt. Und dann verwenden sie ein Foto, das so niemals aufgenommen wurde. Diese Krawatte habe ich nicht besessen. Ich habe gleich Margot gerufen. Sie sagte: »Erich, nun lies doch mal die Überschrift.« Und dann ist der Anlass für diesen Bericht, dass sie mich als Puppe in einem sogenannten Wachsfigurenkabinett ausgestellt haben. Ja, hat man denn gar keinen Respekt mehr vor Staatschefs? Ich war so aufgebracht, dass ich drauf und dran war, dieses Museum anzurufen und es zu verklagen, aber Margot riet mir davon ab. So einfach werde ich diese Schmähung aber nicht hinnehmen – zumal das Museum sich wie zum Hohn nur einige Hundert Meter von meinem früheren Amtssitz, dem Staatsratsgebäude, entfernt befindet. Wenn alle Stricke reißen, werde ich Jorge um Rat fragen.

**13. September** Nachdem der anfängliche Ärger über diese mir nachempfundene Wachsfigur abgeflaut ist, muss ich sagen, dass ich mich langsam mit dem Gedanken anfreunde, in Berlin als Denkmal weiterzuexistieren – auch wenn die Statue nur aus Wachs ist. Aber ob nun Wachs oder Beton, immerhin bleibe ich den Menschen in Erinnerung. Margot sagt, ich soll es doch einfach so sehen. Und das scheint mir tatsächlich ein guter Gedanke zu sein. So gesehen könnte ich mir sogar weitere Abbilder vorstellen. Aber dann doch bitte mit Hut, denn meine hohe Stirn muss ja nun wirklich nicht jeder sehen.

**15. Oktober** Fast 25 Jahre nach Öffnung der Grenze interessiert die Menschen in der BRD nun offenbar wieder die steigende Zahl der Flüchtlinge. Nur scheinen sie diesmal niemanden mit einem »Begrüßungsgeld« ins Land locken zu wollen. Anscheinend gibt es sogar eine Bewegung, die sich vollkommen gegen die Aufnahme von Flüchtlingen ausspricht. Und es macht uns stolz, dass ihre aktivsten Kader aus Sachsen kommen. So etwas hätten wir 1989 gebraucht. Dann säßen Margot und ich jetzt nicht hier in Chile fest. Mit den Jahren wird es mir immer klarer. Der sogenannte Fall der Mauer diene keinesfalls der Freiheit. Er richtete sich einzig und allein gegen Margot, mich und den ja nun leider nicht mehr real existierenden Sozialismus.

**8. Dezember** Da kann man mal sehen, wie sich dieses Land in wenigen Jahren verändert hat. Im Westfernsehen sprachen sie damals von Flüchtlingen aus der Deutschen Demokratischen Republik, und nun gehen ebendiese ehemaligen Flüchtlinge ihrerseits gegen Flüchtlinge aus anderen Ländern auf die Straße. Diese Doppelzüngigkeit erscheint Margot und mir als ein grundlegender Defekt des Kapitalismus. Wir haben das ja

nun schon in den achtziger Jahren in Nordirland beobachtet, als sogenannte Christen gewissermaßen gegen andere Christen vorgingen, wobei weder ich noch Margot je verstanden haben, warum sie einander nicht ausstehen konnten.

Wir hätten ja damals auch sehr gerne Flüchtlinge aufgenommen. Aber es wollte ja niemand kommen, was man wohl unzweifelhaft als Ergebnis der westlichen Propaganda bezeichnen darf. Nur ein einziges Mal gab es einen regelrechten Flüchtlingsstrom. Da kamen gleich mehrere Hundert, und das waren eben unsere Freunde aus Chile, die vor der Gewaltherrschaft der CIA-Marionette Pinochet aus dem Land fliehen mussten. So viel Gastfreundschaft hätten Margot und ich uns gewünscht, nachdem wir aus unserer Heimat vertrieben worden waren. Wir haben damals lange telefoniert, aber weder an der Côte d'Azur noch auf Sardinien, Barbados oder den Seychellen wollte man uns Asyl gewähren. Man sieht leider doch, dass man wegen der Gutmütigkeit, die wir über all die Jahre selbst an den Tag gelegt haben, von anderen sehr oft ausgenutzt wird.

*15. Dezember* Den Organisatoren der Klimakonferenz in Lima ist offenbar ein Fehler unterlaufen. Drückt man auf der Internetseite der Konferenz mit der sogenannten Maus auf das Feld »Die Ergebnisse auf einen Blick«, gelangt man auf eine leere Seite.